

Das Ende des Turndiktats

Vertreter von Bund und Kantonen möchten das nationale Obligatorium für drei Stunden Schulsport streichen

HANNES BOOS

Aus dem Klassenzimmer eilen, den Turnsack aus dem «Chästli» holen, dann in die Sporthalle oder auf die Wiese stürmen. Es gilt, die Pfosten für eine Stafette aufzustellen, Bündeli zur Kennzeichnung der Teams beim Völkerball auszuteilen oder die altherwürdigen Böcke der Marke Alder + Eisenhut für Turnübungen zu platzieren. Es sind Erfahrungen, die alle Kinder in der Schweiz verbinden, von der Ost- bis in die Westschweiz, von der Primarschule bis in die Oberstufe:

Mindestens drei Stunden pro Woche wird in jeder Schule gerannt, gesprungen, gekeucht und geschwitzt – diese Anzahl Sportunterrichtslektionen ist schweizweit gesetzlich vorgeschrieben. Damit hat das Turnen eine Sonderstellung. Es ist das einzige Fach im Land, bei dem der Bund den Kantonen eine obligatorische Anzahl Schulstunden vorgibt. Doch damit könnte es in absehbarer Zeit ein Ende haben.

«Schulhoheit» wiederherstellen

Vertreter von Bund und Kantonen arbeiten an einem Projekt namens «Entflechtung 27», das nächstes Jahr zum Abschluss kommen soll. Das Ziel des Vorhabens: die Aufgabenteilung zwischen den verschiedenen Staatsebenen in verschiedenen politischen Bereichen zu klären und die Aufgaben teilweise neu zu verteilen. In einem Zwischenbericht äussern sich Vertreter der Kantone sowie die finanzpolitische Vertretung des Bundes auch zur Sportförderung in den Schulen und machen klar: Sie wollen das Obligatorium ersatzlos streichen. Darüber berichteten am Sonntag die Tamedia-Zeitungen.

Die Verantwortlichen begründen ihren Vorschlag im Bericht ordnungspolitisch. In der Schweiz wird das Schulleben von den Kantonen geregelt. Durch das Obligatorium werden sie aber heute dazu gezwungen, Turnhallen zu bauen, ohne dafür vom Bund finanziell entschädigt zu werden. Es geht somit nicht darum, den Sportunterricht zu schwächen, sondern «die Schulhoheit der Kantone» wiederherzustellen. «Negative Auswirkungen» auf die Aufgabenerfüllung seien «nicht zu erwarten».

Dieser Ansicht ist auch der Mitte-Ständerat und Jurist Benedikt Würth: Das Obligatorium widerspreche «ver-



In der Schweiz herrscht derzeit ein akuter Mangel an Turnhallen.

HALFPOINT IMAGES / MOMENT RF / GETTY

fassungsmässigen Grundsätzen» für die Zuweisung staatlicher Aufgaben, weshalb es nun eine verfassungsrechtliche Klärung im Rahmen des Entflechtungsprojekts brauche. Die Verfassung halte fest, dass der Bund nur Aufgaben übernehmen solle, welche die Kraft der Kantone überstiegen, sagt Würth auf Anfrage der NZZ. «Wir schreiben den Kantonen auch nicht vor, wie viel Mathematik sie pro Woche unterrichten sollen.»

Über die genaue Anzahl Lektionen soll derjenige entscheiden, der auch die Kosten für die Infrastruktur übernehmen muss: «der kantonale Souverän».

Volle Stundenpläne

Anders sieht dies Jonathan Badan, Präsident des Sportlehrerverbands (SVSS). «Wir sind überzeugt, dass die Kantone die Sportstunden ohne Obligatorium reduzieren werden», sagt Badan. Zum einen, weil es in der Schweiz derzeit etwa hundert Turnhallen zu wenig für Schul-

und Vereinssport gebe. Zum anderen, weil die Stundenpläne der Schüler bereits sehr voll seien, was zu einer Konkurrenz zwischen den Fächern führe.

Für Badan wären weniger Sportstunden «ein grosser Verlust». Viele Schüler bewegten sich zu wenig und ernährten sich ungesund, sagt er. «Wenn wir dem in der Schule nicht entgegenwirken, tragen die zukünftigen Generationen gesundheitliche Schäden davon.» Im Sinne der Chancengleichheit sei es wichtig, dass landesweit alle Kinder und Jugendlichen dieselbe Anzahl Sportlektionen erhielten.

Der Schulsport ist im 19. Jahrhundert aus einer militärisch motivierten Idee der Körperertüchtigung gewachsen. Die Landesregierung konnte das Turnobligatorium nur deswegen durchsetzen, weil sie es an den Kantonen vorbei direkt in die Verfassung schrieb. In Teilen handelte es sich dabei um einen Vorunterricht für die Armee. Den Wert des Schulsports sieht Stefan Valkanover,

Dozent für Sportdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Bern, aber auch in der Vermittlung sozialer Kompetenzen: im friedlichen Mit- und Gegeneinander in Sportspielen.

Was in den Diskussionen zu kurz kommt: die tiefe kindliche Freude daran, sich zwischen zwei Lektionen Französisch und einer Doppellektion Mathematik eine Sporthose anziehen und einander mit Bällen bewerfen zu dürfen. In dieser kleinen staatlich verordneten Auszeit vom Erwachsenwerden namens Schulsport, wenn statt Arithmetik «Affenfangis» auf dem Stundenplan steht.

Wie sehr sich viele Personen nach diesem Erlebnis zurücksehnen, zeigt sich beim Akademischen Sportverband Zürich. Dieser bietet seit einigen Jahren sogenannte «Burner Games» an. Dort spielen Studenten und Alumni Schulsportspiele wie Völkerball oder Sitzball. Wer sich anmelden will, muss schnell sein. Ausgebucht sind die Events innerhalb von Sekunden.

Schweres Beben fordert Tote auf den Philippinen

Ausmass der Verheerung auf der Insel Mindanao noch unklar

(dpa) · Ein schweres Erdbeben hat auf der Insel Mindanao im Süden der Philippinen laut den lokalen Behörden mindestens 35 Personen das Leben gekostet. Mehr als ein Dutzend von ihnen seien bei einem Erdbeben in der Gemeinde Glan ums Leben gekommen, teilte Rene Punzalan vom Katastrophenschutz mit. Dutzende weitere seien verletzt worden. Die Schadensbewertung und die Erfassung weiterer Opfer dauerten aber noch an. Der Katastrophenschutz sprach von mindestens zwölf Vermissten.

Das Beben der Stärke 7,8 hatte am Morgen Teile der Insel Mindanao erschüttert, Gebäude einstürzen lassen und Menschen in Panik auf die Strassen getrieben. Das Beben traf die Region um 7 Uhr 37 am ersten Tag des neuen Schuljahres. An Schulen und Behörden fanden vielerorts gerade Flaggenzeremonien statt – Glück im Unglück, denn zahlreiche Schüler, Lehrkräfte und Beschäftigte hielten sich gerade im Freien auf. Der Unterricht wurde in den betroffenen Gebieten ausgesetzt, ebenso die Arbeit in vielen öffentlichen und privaten Einrichtungen.

Nur kleinere Flutwellen

Besonders betroffen war die Stadt General Santos City mit rund 700 000 Einwohnern. Nach Angaben des Zivilschutzes wurden dort die meisten Todesopfer registriert. Die Hafenstadt im Süden Mindanaos ist weit über die Philippinen hinaus für ihre Thunfischindustrie bekannt.

Die Behörden erliessen Tsunami-Warnungen. Diese wurden jedoch mehrere Stunden nach dem Erdbeben wieder aufgehoben. Zuvor hatte etwa die amerikanische Behörde vor Wellen von bis zu drei Metern Höhe gewarnt. Das philippinische Institut für Vulkanologie und Seismologie (Phivolcs) registrierte in mehreren Küstengebieten Flutwellen von bis zu 1,4 Metern Höhe, hob aber am Nachmittag ebenfalls seine Warnung auf. Phivolcs sprach zudem von mehr als 250 teils heftigen Nachbeben. Das schwerste hatte eine Stärke von 6,7.

Auch in Indonesien, wo die Erdstösse ebenfalls deutlich zu spüren waren, wurden kleinere Tsunami-Wellen registriert. Der Meeresspiegel stieg nach Angaben der zuständigen Behörde jedoch nur leicht an.

Die philippinische Katastrophenschutzbehörde erhält derzeit erste Berichte über Schäden an Schulen, Spitälern, Einkaufszentren und Kirchen. Mehrere Gebäude auf Mindanao stürzten teilweise oder ganz ein. Der Flughafen von General Santos City wurde vorübergehend geschlossen.

Viele Menschen reagierten panisch auf die heftigen Erdstösse. «Ich dachte, es wäre mein Ende. Ich habe einfach angefangen zu beten», sagte die Provinzreporterin Noreen Ygonia lokalen Medien. «Es hat so heftig gebebt, dass ich mich kaum bewegen konnte.» Eine Bewohnerin der Stadt Koronadal sagte: «Wir haben nur noch geschrien aus Angst.»

Glück im Unglück

An einer Schule in der Provinz Davao del Sur stürzte nach Angaben der Schulleitung ein Gebäude ein. Verletzt wurde niemand. «Zum Glück fand gerade unsere Flaggenzeremonie statt und alle waren draussen», sagte Schulleiterin Elene Marie Jane Gamboa. Das Gebäude sei bereits bei einem Erdbeben im Jahr 2019 beschädigt worden und sollte ohnehin abgerissen werden.

Präsident Ferdinand Marcos Jr. sicherte den Betroffenen staatliche Unterstützung zu. Die nationale Regierung werde Mindanao nicht alleinlassen. Er stehe in ständigem Kontakt mit den regionalen Behörden vor Ort. Die Philippinen und Indonesien liegen am Pazifischen Feuerring – einem gigantischen, huftisenförmigen Vulkangürtel. Dort treten besonders häufig starke Erdbeben und Vulkanausbrüche auf, weil mehrere Erdplatten aneinanderstossen.

Weit über 100 000 Schweizer koksen

Vor allem Menschen in Gastronomie- und Baugewerbe schnupfen regelmässig Kokain

INNA HARTWICH

Die Ärztin nimmt es und der Elektriker. Der Student und die Kellnerin. Auch so mancher Journalist tut es, der Polizist, der Fernfahrer. Es gibt keine Branche, kein Alter, kein soziales Milieu, in dem die Menschen hierzulande nicht Kokain konsumieren würden. Das ist das, was die Zahlen der jüngsten Analyse der Stiftung Sucht Schweiz erzählen.

Kokain ist laut der Studie von Ivo Krizic, Camilla Sulco und Frank Zobel nach Cannabis die am weitesten verbreitete illegale Substanz in dem Land. Während offizielle Befragungen von etwa 60 000 Konsumierenden ausgehen, deuten Abwasseranalysen darauf hin, dass bis zu 150 000 Menschen regelmässig Koks schnupfen. Sie wollen ihre Müdigkeit besiegen, lange leistungsfähig sein, Stress wegdrücken oder einfach dazugehören. Sie ziehen schnell eine weisse Linie, sie wollen den Energiekick, ordern im Internet oder bei ihrem Stammdealer. Der Durchschnittspreis liegt seit Jahren bei knapp 100 Franken pro Gramm. Mit dem weissen Pulver, das sie durch die Nase jagen, fühlen sie sich wie die Grössten. Zumindest eine Stunde lang.

Jahr um Jahr liefern die Forschungen immer höhere Zahlen. Der Kon-

sum nimmt seit den 2000er Jahren kontinuierlich zu, auch weil die Produktion in Südamerika zunimmt. In Zürich, aber auch in Genf und Bern hätten sich die Kokainrückstände im Abwasser seit 2012 mehr als verdoppelt, heisst es in dem Bericht. Ein Rückgang war in den vergangenen zwei Jahren lediglich in Basel zu sehen. Das aber, so sagen die Forscher, könnte auch mit Veränderungen der Kläranlagen zusammenhängen.

Gesellschaftlich akzeptiert

«Kokain wird als Leistungswerkzeug wahrgenommen. Es ist die am meisten akzeptierte illegale Droge in der Gesellschaft, praktisch normalisiert», sagt Philip Bruggmann von Arud, dem Zentrum für Suchtmedizin in Zürich. Der Internist arbeitet seit 23 Jahren in der Suchtmedizin und sieht praktisch täglich, wie die Menschen vom Gefühl der Unbesiegbarkeit nach ihrer ersten Line bei regelmässigem Konsum immer mehr in eine Spirale aus körperlichen, psychischen und sozialen Problemen geraten.

Die meisten Konsumenten, so heisst es in der Studie, seien Männer zwischen 18 und 34 Jahren. Sie sind sozial bestens integriert, haben eine abgeschlossene Berufsausbildung oder einen Hoch-

schulabschluss und eine Arbeitsstelle. Vor allem in der Gastronomie, im Baugewerbe und in der Kunst- und Unterhaltungsbranche sei der Konsum besonders verbreitet, so steht es in der Analyse. «Es sind Berufsfelder mit viel Druck. Die Menschen müssen zu Zeiten performen, in denen andere nicht arbeiten. Für viele ist es oft schwierig, die Leistung zu bringen, die verlangt wird», sagt auch Philip Bruggmann.

Vor allem junge Männer fühlten sich unverwundbar und meinten, sie hätten alles im Griff, erklärt er. Viele unterschätzten, wie schnell sie die Kontrolle verlieren. Um die anfängliche Wirkung des Hochgefühls immer wieder zu spüren, griffen einige zu immer mehr Substanz. Glück und Freude empfänden viele der Konsumierenden nur noch durch Kokain. «Sie spüren gar nicht mehr, dass Essen oder Sport ebenfalls Freude bringen, sie haben es lange nicht mehr erlebt und müssen es in einer teilweise langjährigen Therapie wieder lernen», sagt Bruggmann. Dabei werden zuweilen auch andere psychische Erkrankungen festgestellt. Vor allem ADHS-Patienten sind gefährdet. Unterschiedliche Studien schätzen, dass etwa jeder vierte Erwachsene mit ADHS schon einmal Kokain genommen

hat. Etwa jeder zehnte entwickelt eine Kokainsucht.

Alltägliche Sucht

Die illegale Substanz ist längst zum Treibstoff einer Gesellschaft geworden, die aufs Funktionieren aus ist. Die Kosten des Einzelnen: Isolation, paranoide Leere, kaputte Organe. Die Partydroge wird zur alltäglichen Sucht, Beziehungen gehen zu Bruch, die Schulden steigen. «Auf allen Ebenen kommt es zu Problemen. Manche verlieren komplett den Boden unter den Füßen», sagt Bruggmann.

Was tun? «Ansprechen», sagt der Arzt. «Wenn der Eindruck entsteht, dass der Kollege oder die Kollegin sich verändert hat, dass die Leistung plötzlich abfällt, dass er oder sie nicht mehr die Person ist, die man zu kennen glaubt: auf sie zugehen und Unterstützung anbieten.» Auch die Prävention müsse zunehmen, Kampagnen – wie auch bei Alkohol und Zigaretten – müssten auf die Gefahren hinweisen, auf die Abhängigkeit, die Entwicklung von Toleranz. «Der Körper gewöhnt sich an den Stoff und verlangt nach mehr, um die gewünschte Wirkung zu erzielen.» Allein schaffe es der Abhängige da kaum heraus.